

Zeitschrift: Jahresbericht der Geographischen Gesellschaft von Bern
Herausgeber: Geographische Gesellschaft Bern
Band: 22 (1908-1910)

Artikel: Reise durch das Hinterland von Liberia im Winter 1906/07
Autor: Volz, Walter
Kapitel: III: Von Baiima nach Kambahun
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-322530>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 20.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

bildungen zeigen; anderwärts durch niedrigen Grund ist sie auf Dämmen angebracht. Alle Dörfer sind klein und der Verkehr anfänglich gering. Später, gegen Baiima, trifft man dann allerdings viele Karawanen, namentlich mit Palmkernen, z. T. aber auch mit Palmöl beladen. Wir hatten um 5 Uhr nachmittags etwa zwei Drittel des Weges zurückgelegt, als meine Träger, ohne zu fragen, vom Hauptwege abbogen und mich ins Dorf Dahoma trugen. Hier erwarteten wir im Bare den Rest der Träger, der lange auf sich warten liess. Dann wurde mir eine Hütte angewiesen und kam man endlich zum Kochen.»

Am 17. Dezember konstatiert Volz seinen Geburtstag:

«Heute bin ich 31 Jahre alt und trotzdem ich mich freue, nach Baiima und dadurch wieder in den Bereich der Kultur zu gelangen, ist das Totalgefühl doch ein unangenehmes und der Geburtstag ein unerfreulicher, denn statt vorwärts zu kommen in fremde Länder, gehts wieder einen Schritt zurück. Es wird mir nämlich weder in Baiima noch in irgend einer andern Station der Eisenbahn möglich sein, ein paar ständige Begleiter zu engagieren, so dass ich gezwungen bin, nach Freetown zu fahren, was mich viel Geld und Zeit kostet.»

«Wir brachen früh auf und ich liess mich mit Vergnügen durch den kühlen, nassen Wald tragen. Leider waren die Brücken sehr schlecht und auf einer derselben brach ich ein, wobei ich mich an einem Pfahl nicht unerheblich verletzte. Unterwegs stellte sich plötzlich ein älterer Mann ein, der freiwillig den einen meiner Hängemattenträger ablöste, und da er augenscheinlich diese Beschäftigung sehr gut verstand, die andern darin unterrichtete, und sie auch zum Traben aufforderte. So langten wir schon zeitig, ungefähr 9 Uhr morgens, in Baiima an, wo ich mich nach der Faktorei von Paterson, Zochonis & Co. tragen liess, deren Leiter ich früher kennen gelernt hatte. Unsere Ladungen wurden in der Faktorei untergebracht und wir nahmen nur ein paar notwendige Gegenstände zur Reise nach Freetown mit.»

III. Von Baiima nach Kambahun.

Vom 19. Dezember 1906 bis 9. Januar 1907.

Am 19. Dezember war Volz wieder in *Freetown* angekommen. Er besuchte in den folgenden Tagen den Gouverneur und dessen bereits eingetroffenen Nachfolger und unterbreitete den beiden

seinen Plan, von Baiima direkt ostwärts in Liberia einzudringen. Man erklärte ihm, es ständen seinem Vorhaben keinerlei Hindernisse entgegen, doch hätten sie lieber gesehen, wenn Volz von Baiima nordwärts durch Panjuma in die Nähe der Nigerquellen gezogen wäre, um baldigst auf französisches Gebiet zu gelangen. Sie versprachen ihm bis dorthin allen Schutz. Da dieses Gebiet jedoch geographisch bekannt war, lehnte Volz ab und war zufrieden, die Bewilligung zur Ausführung seines eigenen Planes zu erhalten. Offenbar hatten die beiden Gouverneure bereits Kenntnis von den Verwicklungen, welche sich an der liberianischen Nordküste vorbereiteten und wollten deshalb Volz von seinem Plane, das unruhige Gebiet zu betreten, abbringen.

Volz engagierte hierauf ausser seinem bisherigen Begleiter Sory noch zwei Susu, Kaiba und Molaih, von denen der eine auch Fullah, der andere Mendi sprach, sowie einen gewissen Laminah Sumbuja. Da am Weihnachtstage kein Zug fuhr, musste er die Abreise auf den 27. Dezember verschieben, was ihm um so weniger schwer fiel, als er sich immer noch etwas schwach fühlte.

Bei starkem Harmattan, der mit grosser Kälte verbunden war, reiste Volz am 27. und 28. Dezember mit seinen vier Begleitern nach Baiima. Die Unterhandlungen mit dem Häuptling von Baiima wegen der Anwerbung von Trägern führten zu keinem Resultat, hingegen machte Volz durch Vermittlung einiger Europäer die Bekanntschaft des Sohnes des Paramount-chief (Oberhäuptling) von Mando-Land, der in Gorahun residiert. Dieser versprach ihm, für den 30. Dezember 21 Träger zu stellen. So konnte an diesem Tage der Aufbruch stattfinden. Man folgte zunächst eine Strecke weit dem Trasse der von Baiima nach Nordosten projektierten Eisenbahn. Längs des Weges standen Hütten handeltreibender Kreolen, eigentlicher Zwischenhändler, welche den Eingebornen, die Produkte aus dem Innern herbringen, diese abjagen und mit etwas Gewinn an die in Baiima niedergelassenen Firmen verkaufen. Dann bog Volz, einem guten Fussweg folgend, nach Osten und Südosten ab. Das Ziel des Tages war *Bomaru*, eine Ortschaft nahe der liberianischen Grenze. Nach der besten, Volz zur Verfügung stehenden Karte, der des War Office in Alldridge, führten von Baiima nach Bomaru nur zwei grosse Umwege; Volz verliess sich darauf, dass seine Mannschaft noch einen direkten, kürzern Weg kennen würde, und es

war auch so. Er schreibt: «Wir kamen zuerst zu einer grossen Ortschaft und trafen nachher nördlich von Saki-gemma den von Pendembo herführenden Weg. Und zwar trifft man ihn am Abhange eines hohen und steilen Hügels, der oben breit und flach ist und auf dem die Ortschaft *Saki-gemma* in 270 Meter Meereshöhe liegt. Während des Aufstieges liefen wir oft auf nacktem Fels, der von breitem und schmälern Quarzgängen durchzogen ist, die im allgemeinen südliche Richtung haben. Der grösste Teil des Hügels ist übrigens mit hohem Wald bedeckt.» Von Saki-gemma ging es nach *Jura*, wo der Weg nach Nordosten umbiegt und bei der Ortschaft *Barivalla* den gleichnamigen Fluss auf guter Brücke überschreitet. Das Land ist das kleine, zwischen Maleima und Guma eingeschobene *Diah-Country*. In grossen Gartenbeeten pflanzen die Bewohner Tabak (sog. Bombara-Tabak), Frauen und Mädchen tragen häufig auf der Vorderseite des Körpers Tätowierungen, die in der Umbilicalgegend beginnend gegen die Brust sich hinaufziehen und aus Gruppen von je fünf divergierenden Schnitten bestehen. Die hier häufigen Mandingo oder Fullah haben den Vorderkopf rasiert, sie verfertigen vorzügliche Lederarbeiten, so namentlich wundervolle Dolch- und Schwertscheiden. Die Schwertgriffe werden mit Silber und Elfenbein, Speere und Schmuckgegenstände vielfach mit Kauris verziert.

Vor *Bomaru* wurde auf einer hohen Hängebrücke der Maimbe-
fluss überschritten; das Dorf selbst bestand aus kleinen runden Hütten, die teilweise aus Laterit gefertigt und deshalb rot waren. Vor dem Dorfe befand sich in unmittelbarer Nähe des Begräbnisplatzes der Eingang zu einem Bundubusch, der stets durch eine Hecke angedeutet ist, in welcher sich die durch eine Matte geschlossene Tür befindet. Volz drang dort ein, fand aber ausser einer ringsum offenstehenden runden Hütte und einem grossen Feuerplatz nichts bemerkenswerthes. Im Dorfe selbst konstatierte er trotz der äussern Armut einige Hausindustrie. Gebrannte Töpfe waren häufig, schienen aber nicht hier verfertigt zu sein. Der Webstuhl ist der feststehende westafrikanische Typus, bei welchem der Zettel an einem Brett oder einem Fellstück befestigt ist, das man mit Steinen beschwert hat, so dass die Fäden straff gespannt, aber doch nachgezogen werden können. Das Schiffchen hatte die Form eines Canus. Die von Frauen ausgeübte Färberei beschränkt sich auf das Eintauchen des Garns in Indigo. Junge Mädchen bereiteten Palmöl, und vor dem Dorfe befand sich eine Feldschmiede.

In Bomaru wurden neue Träger engagiert bis *Bonumbu*, dem ersten grössern Dorfe in Liberia. Ueber die Reise dorthin berichtet Volz: « Wir verliessen Bomaru ungefähr um 7 Uhr. Nachdem wir eine Strecke zurückgelegt, ich, wie immer, zuhinterst, kam in scharfem Trabe der Häuptling von Bomaru angerannt, gefolgt von vier Weibern, und machte mir verständlich, er habe auch die Absicht, nach Bonumbu, unserem heutigen Ziele, zu gehen. Bomaru liegt 195 Meter hoch, auf einem Hügel, von dort führt der anfangs gute Weg in ein kleines Tal und beginnt dann bald wieder zu steigen, bis er die Höhe von 275 Meter erreicht. Später kommt man wieder in Täler (die Sohle eines solchen liegt in 150 Meter), so dass man also ziemlich bedeutende Höhenunterschiede zu überwinden hat. Der Weg ist in dieser Strecke schlecht und sehr steinig, beidseitig meist prachtvoller Urwald, mit einer Unmenge von Lianen und Epiphyten besetzt. Bevor wir aber die Spitze des 275 Meter hohen Hügel erreicht, überschritten wir die Grenze zwischen der Sierra Leone und Liberia. Der Häuptling, welcher vorangegangen war, wartete mir dort und machte mich auf eine am Wege stehende Oelpalme aufmerksam, deren unterer Teil etwa zwei Meter hoch mit Steinen umgeben war. Ferner liess sich erkennen, dass in nordsüdlicher Richtung einmal ein Weg bestanden hatte, der jetzt aber ziemlich wieder zugewachsen war, eben jener Weg, den ein mir bekannter englischer Offizier vor einiger Zeit wieder offen gekappt hatte. Diese Grenze ist ausserordentlich willkürlich, verursacht auch den Engländern wie den Liberianern viel Kopfzerbrechen, namentlich aber den Häuptlingen. Sie schneidet in hiesiger Gegend z. B. das Guma-, Bambara-, Bombali- und Luawaland entzwei, zum Teil in beinahe gleiche, zum Teil in sehr ungleiche Teile. Luawa, dessen Oberhäuptling Fa Bundu ist, liegt z. B. zum grössten Teile in Liberia, aber Fa Bundu ist ein grosser Freund der Engländer und verabscheut die liberianische Regierung. In seiner Hauptstadt Kanre Lahun, die aber in Liberia liegt, halten sich sehr oft englische Offiziere auf, und Soldaten, die zum Kissikrieg nordwärts ziehen, kommen fast täglich durch das liberianische Gebiet. Von Guma, zu dem Bomaru gehört, liegt ebenfalls der grösste Teil in Liberia. — Trotzdem wir nun in Liberia waren, merkte ich keinen grossen Unterschied in der Güte des Weges. Auf den ebenen Plateaus der Hügel und in den Tälern war derselbe durchwegs gut, und an den Abhängen nicht schlechter als z. B. zwi-

schen Goura und Maleima. Jedoch scheinen Brücken eine unbekannte Einrichtung zu sein. Die einzige Ortschaft, die wir trafen, ist *Folima*, ein kleines, elendes Dörfchen, das aber doch seinen Bundubusch besitzt, der in einem Haine riesiger und zahlreicher Bambusse liegt. Ziemlich weit rings um die Ortschaft ist der Wald gekappt, was auf eine frühere bedeutendere Grösse des Dorfes schliessen lässt, und an seiner Stelle steht hohes Gras, wie ich es bisher nie gesehen. Manche Stengel messen sechs bis sieben Meter. Von *Folima* (240 Meter) führt der Weg fast eben zu dem gleich hoch gelegenen *Bonumbu*. Er ist hier vorzüglich und oft auf lange Strecken eingeschnitten. Wie eigentlich diese Einschnitte zustande kamen, ist mir nicht recht klar. Von einem Bache können sie nicht herrühren, da sie steigen und fallen. Die einzige Erklärung für diesen merkwürdigen Weg scheint mir die zu sein, dass es sich um einen ehemaligen Elefantenpfad handeln könnte. In Sumatra habe ich sehr oft gesehen, welch erodierende Macht Elefantenfüsse haben. Dort folgte ich oft stundenlang fast geradeaus laufenden Elefantenwegen, die keine Vegetation zeigten und gelegentlich tief eingeschnitten sind. Namentlich ist dies der Fall an Stellen, wo der Weg an einem steilufrigen Bach hinunterführt. Dort haben die Elefanten oft eigentliche Durchzüge geschaffen, tiefe Einschnitte, wie sie ein Ingenieur kaum besser erstellen würde, und zudem waren die Seitenwände, die 3 bis 4 Meter hoch sein konnten, von den Dickhäutern völlig glatt geschauert.»

«Plötzlich trafen wir auf der Strasse eine Anzahl von europäisch gekleideten Schwarzen, welche zum Teil mit Hinterladern bewaffnet waren und die man der gleichförmigen, schmutzigweissen runden Mützen wegen als Soldaten ansehen konnte. Dann dehnte sich ein grosser Platz vor uns aus, der von einem mächtigen Wollbaum und einer riesigen Akazie beschattet war und auf dem sich auch einige alte Gräber mit den dazu gehörenden Kolabäumen befinden. Auf der andern Seite stieg der Weg zum Dorfe *Bonumbu* empor, an dessen Eingang wohl Hunderte von Leuten standen, von denen sehr viele Gewehre, andere Schwerter trugen. Ich las auf allen Gesichtern ein grosses Erstaunen, hier plötzlich einen Weissen auftauchen zu sehen. Dann entdeckte ich neue Uniformierte und eine gehisste liberianische Flagge. Meine Karawane hatte sich, wie immer, nach dem Bare begeben, wo sie mich erwartete. Nachdem ich Dutzenden von Susu, Man-

dingo und Fullah die Hand gedrückt, forderte ich jemanden auf, mich zum Häuptling zu führen. Das geschah denn auch nach einigem Zögern und ich traf einen der üblichen alten Herrn. Nach der gewöhnlichen Begrüssungsformalität bat ich um ein Haus. Der Häuptling wies mir eine gegenüber seinem Hause aufgehängte Hängematte an. Kaum hatte ich mich dort gesetzt, als ein kleines, etwas schmutziges Männchen mich ziemlich barsch in amerikanischem Englisch fragte, wer ich sei und was ich hier wolle. Obschon ich grosse Lust hatte, ihn zu fragen, ob ihn das vielleicht etwas anginge, gab ich ihm Auskunft. Ich fügte bei, dass ich wohl nicht irre, wenn ich annehme, Lieutenant Lomase, an den ich von S. Exz. dem Präsidenten von Liberia Empfehlungen besitze, sei in der Nähe. Das Männchen sagte etwas weniger barsch, doch immer noch unhöflich genug, er sei selbst im Dorfe und er wolle ihm mitteilen, dass ich da sei. Darauf verschwand er, tauchte aber nach kurzer Zeit wieder aus dem Kreise der Umstehenden auf und rief mir, ihm zu folgen. In der Veranda einer Hütte lag Lieutenant Lomase, in einer Hängematte, eine alte illustrierte Zeitschrift in der Hand. Er hielt es unter seiner Würde aufzustehen und reichte mir nur höchst herablassend die Hand.»

Volz beschreibt im weitern das geckenhafte und vernachlässigt-pompöse Aussehen Lomases in seiner Uniform; das kleine Männchen entpuppte sich als sog. «Komander» mit dem Range eines Kapitäns.

Da der Oberhäuptling des Gumalandes vor einiger Zeit gestorben war, hatte die Expedition Lomases einen neuen zu wählen, was tags vorher auch geschehen war. Heute (31. Dezember 1906) sollte nun die Krönung stattfinden, und es wurde dazu auf dem eingangs erwähnten Platze ein sogenanntes Council abgehalten. Lomase und die übrigen Offiziere erschienen in goldstrotzenden Galauniformen und gruppierten sich um einen Tisch, auf welchem die Akten, das Buch von Alldridge über die Sierra Leone¹⁾, ein Revolver und eine liberianische Flagge in malerischer Unordnung umherlagen. Dazu die Soldaten, eine Musik, die Dorfbewohner, Kinder und alte Frauen. Die jüngern Frauen und Mädchen waren in den Busch geflohen, um vor den Zudringlichkeiten der Soldaten sicher zu sein. Von den Verhandlungen erwähnt Volz folgende Hauptpunkte:

1) *Alldridge*, T. J. The Sherbro and its Hinterland. 1901.

1. Wurde dem Volke eingeschärft, dem neuen König zu gehorchen, und diesem selbst, dem Präsidenten und der Regierung Gehorsam zu leisten.

2. Den Handel bei schwerer Busse nicht nach der Sierra Leone zu leiten, sondern in die liberianischen Hafenplätze. Zuwiderhandelnde würden mit Gefängnis und hoher Geldbusse bestraft. Auch sei aller Handel ohne spezielle Erlaubnis der Regierung untersagt und sämtliche Handeltreibenden hätten einen Erlaubnisschein zu lösen.

3. Sklaverei sei untersagt; diejenigen Sklaven, welche wollen, können bei ihren Herrn bleiben und keiner dürfe weg, ohne sich vorher losgekauft zu haben. Im übrigen mische sich das Gouvernement nicht in diese Angelegenheit.¹⁾

4. Jeder dürfe so viele Weiber haben als er unterhalten könne. Belästigungen einer Frau werden mit 5 £ bestraft. Die Hauptfrau des Häuptlings sei unantastbar. Sie soll ihrerseits sich befleissen, mit andern Männern keinen Verkehr zu haben. Diese Bestimmung gelte für die übrigen Frauen nicht. Wenn zwei sich lieben, sollen sie sich nehmen dürfen. Der Mann habe dafür ihrem Vater zirka 15 Schilling zu bezahlen.

Guma hatte bisher nicht unter liberianischer Oberhoheit gestanden. Deshalb wurde ein Kontrakt zwischen dem neuen Oberhäuptling und den andern Häuptlingen einerseits und Lomase andererseits geschlossen und unterzeichnet. Da keiner der Eingebornen des Schreibens kundig war, so berührten sie jeweilen nur das obere Ende des Federhalters, während Lomase ihren Namen schrieb. Dann erhielt der neue König seine Ernennungs-urkunde, musste dieselbe küssen und zugleich erhielt er eine liberianische Flagge geschenkt. Nach der Krönung wurde Volz vorgerufen, dem Oberhäuptling vorgestellt und sein Empfehlungsschreiben laut verlesen. Später fanden auf einem der öffentlichen Plätze Bonumbus Festlichkeiten statt. Zunächst eine Parade der Soldaten, dann begannen bei der Musik dreier Holzklaviere mehrere Schwerttänzer, meist Susu, ihre Evolutionen. Sie schienen gegen einen unsichtbaren Feind zu kämpfen, wobei das Hauptstück darin bestand, sehr nahe an jemanden heranzugehen und ihm beinah den Säbel um die Ohren zu schlagen, aber ohne ihn

¹⁾ Volz bemerkt dazu: „Sehr nett für einen Staat, dessen Mitglieder sämtlich von ehemaligen Sklaven abstammen, zu deren Befreiung so viel Blut geflossen und Geld ausgegeben worden.“

zu berühren. Ein kleiner Knabe machte dieselben Künste mit einem hölzernen Säbel. Dann traten Mandingo auf mit Gewehren, die sie in die Luft warfen, wieder auffingen und schliesslich damit schossen. Hierauf kam eine Mendi-Musikbande, ein paar Männer, die an Eisenröhren schlugen, vier Weiber mit Kürbisrasseln, einer europäischen Pauke, einer einheimischen Trommel und zwei Pfanndeckeln. Dazu wurde auf Mendiart getanzt. Dann erschien ein Bunduteufel¹⁾ mit einer sehr schönen, silberverzierten Maske. Sein Graskleid war nur auf die Halsgegend beschränkt, dafür trug der Teufel eine dickwollene Decke doppelt umgeschlagen. Hinter ihm ging die übliche Frau mit der Matte²⁾. Zuletzt brachten vier Männer in einer Hängematte den neuen König, der darin unsichtbar wie in einem Sarge lag. Auf dem Fusse folgte die Militärmusik. Man machte eine Gasse durch die Zuschauer, und die Leute trugen ihren König etwa fünfzigmal hin und her. Damit war das Tagesprogramm erschöpft.

Volz hatte Lomase und den Komander zum Nachtessen eingeladen. Der erstere witterte immer noch irgend eine versteckte Absicht hinter der Reise, da er nicht glauben konnte, sie sei rein wissenschaftlicher Art. Volz suchte seine Zweifel zu zerstreuen. Lomase erwies sich als ein guter Kenner von Liberia, wenn er auch stets Mühe hatte, sich auf der Karte zurechtzufinden. Er war auch drei Jahre lang Distrikts-Comissioner in Loma gewesen. Zunächst will er nun nach Luawa gehen und sich mit Fa Bundu ins Einvernehmen setzen. Er hat die Absicht, Fa Bundu zu fragen, ob er das liberianische Gebiet beherrschen wolle oder das englische und in letzterem Falle für das liberianische Territorium einen neuen Häuptling wählen. Das kann bei Fa Bundus Macht und der Nähe der englischen Truppen unangenehm werden. Dann geht Lomase wieder ein Stück nach Süden und will am 20. Januar in der Nähe von Loma sein, um von dort gegen Beyla zu gehen und womöglich die Grenzverhältnisse mit den Franzosen zu regeln. Er lud Volz ein, seine Expedition mitzumachen, was letzterer dankend ablehnte. Später kam noch der König mit einem seiner Weiber, während draussen mehrere Musikbanden einen ohrenbetäubenden Lärm verführten. Endlich trennte man sich und

1) So nennen die Kolonisten die Priesterinnen der Bundugesellschaft, eines Geheimbundes von Frauen. Vergleiche Anmerkung S. 180.

2) Die Frau hüllt die Maskenträgerin in ihre Decke, wenn diese die Maske etwas lüften will, um zu verschlafen.

Volz begleitete seine Gäste nach Hause, wobei der Komander, der schon stark angetrunken zum Nachtesen erschienen war, wie ein Rohr im Winde schwankte.

Am folgenden Morgen, es war der 1. Januar 1907, machte Volz bei Lomase seinen Gegenbesuch und nahm die Karten mit zu einer Besprechung des zukünftigen Reiseweges. Aus der Art und Weise, wie Lomase und seine anwesenden Offiziere mit ihm verkehrten, erhielt Volz den Eindruck, dass man sehr misstrauisch gegen ihn sei. Immerhin wurde er von Lomase zu einem für die Verhältnisse opulenten Nachtesen eingeladen.

Der 2. Januar verging mit allerlei Kleinigkeiten und mit Unterhandlungen wegen Trägern. Der neu gewählte Häuptling Bagba hatte Lomase die Lieferung von Trägern zugesagt, worauf Volz ihm eine Anzahl Geschenke überbrachte; er nahm sie in Empfang, ohne sie anzusehen oder zu danken, sagte aber Volz ebenfalls die Träger zu.

Eine für die Folge sehr wichtige Abmachung vollzog sich folgenden Tages zwischen Lomase und Dr. Volz. Ersterer machte nämlich den Vorschlag, man möchte sich Ende Februar an der liberianischen Nordgrenze, nahe Beyla, treffen. Dort sollte er, wie schon oben bemerkt, mit den französischen Offizieren, die schon grössere Gebiete Liberias durch französische Truppen hatten besetzen lassen, über die Grenzfrage verhandeln. Bei dieser Gelegenheit sollte Volz als Dolmetscher amten. Volz sagte zu unter zwei Bedingungen, nämlich: 1. dass die Zeit nicht nach Ende Februar sein dürfe; 2. dass er in den Verhandlungen völlige Neutralität bewahren würde. Lomase war sehr froh über diese Abmachung und anerbote Volz 1—2 seiner Soldaten als Begleitung. Volz nahm dies an, indem er einen solchen zu erhalten wünschte, der die Sprachen der Stämme des zu durchreisenden Gebietes beherrschte. Lomase schickte den Second Corporal Thomas Briggs und gab Volz die Reiseroute an, die über Loma führen sollte und folgende Tagemärsche umfasste:

- | | |
|----------------------------|---|
| 1. Bonumbu-Mimolahun | 8. Buë-Sigitta |
| 2. Mimolahun-Kambuhun | 9. Sigitta- (zu 2 Häusern im unbewohnten Lande) |
| 3. Kambuhun-Sambetahun | 10. 2 Häuser-Bussedu |
| 4. Sambetahun-Passolahun | 11. Bussedu-Kuankan |
| 5. Passolahun-Konehun-Loma | 12. Kuankan-Jogbeidugu |
| 6. Loma-Jeneh | 13. Jogbeidugu-Beyla, wo franz |
| 7. Jene-Buë | Truppen stehen. |

In Bussedu befinde sich eine kleine liberianische Garnison unter Sergeant Carr, an den Volz ein Empfehlungsschreiben erhielt. Kuankan, obschon liberianisch, sei momentan von den Franzosen besetzt und zwischen beiden Orten hätten Kämpfe zwischen den Eingebornen und den Franzosen stattgefunden.

Inzwischen waren statt 21 nur 18 Träger erschienen und erst nach zweistündigem Warten konnte Volz endlich aufbrechen (3. Januar).

«Der Weg von Bonumbu nach Vahun und weiter führt fast völlig in westlicher Richtung, aber er ist im grossen und ganzen recht schlecht, obschon zirka 1—1½ Meter breit das Gebüsch weggeschlagen ist. Oftmals, namentlich an den Abhängen der niedrigen Hügel, ist der eigentliche Pfad so eng, dass man nur einen Fuss vor den andern setzen kann. Nach etwa zwei Stunden waren wir in *Vahun* (265 Meter), der eigentlichen Hauptstadt des Gumalandes und Heimat des neuen Oberhäuptlings. Sie steht aber an Grösse bedeutend hinter Bonumbu zurück. Früher war Vahun eine sehr grosse Stadt, was man noch jetzt an der ausgedehnten Lichtung erkennen kann. Es fanden aber Ende der 90er Jahre des 19. Jahrhunderts hier heftige Kämpfe zwischen den Engländern und den Gumaleuten statt, wobei zahlreiche Dörfer verbrannt wurden, die Leute und der damalige Häuptling von Guma, Baurumeh, der seinen Sitz in Vahun hatte, über die Kamburiberge nach Osten in das Bandeland flüchteten und sich schliesslich in Loma im Beleland niederliessen. Vahun wurde damals ebenfalls vollständig zerstört und noch im Jahre 1903, als die Grenzregulierung zwischen Liberia und der Sierra Leone stattfand, stand nur noch eine Hütte. Seither hat die Ortschaft wieder etwas zugenommen und mag heute aus ungefähr 20 Häusern bestehen, die sehr unregelmässig über die Lichtung zerstreut sind. Der neue Oberhäuptling hat aber die Absicht, Vahun gänzlich wieder aufzubauen und es wieder zur Hauptstadt des Gumalandes zu erheben.»

In Vahun wollten die Träger davonlaufen und es gelang Volz nur mit Mühe und Gewalt, sie zu den Lasten zurückzubringen. Da hier die Karte aufhörte, so nahm Volz von hier ab die Route auf. Auf dem Wege nach *Mimolahun* querte man den *Manwa-River*, ein bescheidenes Flüsschen mit kaltem und klarem Wasser. Die Hängebrücke war defekt und unbrauchbar. Die kleine Ortschaft Mimolahun liegt, wie die meisten Dörfer, auf der Kuppe

eines Hügels. Hier wurde übernachtet und da am nächsten Tage ein langer Marsch bevorstand, wurde früher Aufbruch angeordnet. Daraus wurde aber nichts, weil der Häuptling des Dorfes erst auf eine neue Aufforderung hin nach Trägern aussandte und wegen der Bezahlung Schwierigkeiten entstanden. Endlich kam man los und nach zwei Stunden Marsch und Durchwatung eines breiten Sumpfes — Volz liess sich dabei gewöhnlich von einem seiner Leute hinübertragen — erreichte die Karawane das auf einem Hügel liegende kleine Dörfchen *Brama*. Da die Abhänge des Hügels zum grössern Teil abgeholzt waren, bot sich eine gute Aussicht. Im Süden und Südwesten beobachtete Volz mehrere Reihen langgestreckter Berge, die *Kamburi Hills*, zirka 200 Meter über die Umgebung sich erhebend. Sie waren dicht bewaldet.

In Brama fand sich ein vollständiger Albino von einer Weisse, wie Volz sie noch nie gesehen hatte. Er war deshalb auch sehr empfindlich gegen das Licht. Sein Vater war ein schöner, dunkler Mann mit gutem Bartwuchs, die Mutter ebenfalls vollkommen schwarz. — Hier musste Volz auf die Träger warten und konnte erst später den Weg fortsetzen, über den er sich äussert: «Das war nun freilich ein überaus hartes Stück Arbeit. Eine grosse Anzahl von Hügeln, ja Bergen musste überschritten werden. Beständig ging es bergauf und -ab und zwar oft sehr steil. Dass der Weg hier sehr schlecht war, braucht eigentlich nicht noch bemerkt zu werden. Es benötigt wahrhaftig ein vollgerüttelt Mass von Ausdauer, Gewissenhaftigkeit und Freude am angefangenen Werk, in solchen Lagen, in der Brutsonne des Januar, in den Wasserdämpfen des Waldes, auf 45 und mehr Grad geneigten Abhängen, auf elenden Wegen, die auf die Bodengestaltung nur geringe Rücksicht nehmen, auszuhalten und dazu den Barometer abzulesen, den Pedometer zu verfolgen, jeden 1000. Schritt zu markieren, jede Krümmung des Weges nach dem Kompass abzulesen und einzutragen. Die Aufmerksamkeit auf die Instrumente und auf den Weg, das Papier nicht mit Schweiss zu bedecken und es vor Dornen zu hüten, wäre eigentlich genug, ich habe aber auch Nachzügler unter den Trägern anzutreiben, habe auf die Geologie und Vegetation zu achten. — Die höchste abgelesene Höhe war 525 Meter über Meer. Die Bäche führten äusserst reines und sehr kaltes Wasser, das ich ohne Bedenken und mit viel Behagen trank. Sie flossen alle nordwärts. Der Weg hatte eine allgemein östliche Richtung und bewegte sich

meist, auf und abwärts gehend, auf dem Kamm der Berge. Nach und nach milderten sich die Höhen, und der Boden wurde ebener. Wir kamen durch abgeerntete Reisfelder, wo nun stellenweise Guineakorn stand; endlich stiegen wir auf einen niedrigen flachen Hügel, auf dem die Ortschaft *Jandehun* steht. Wir waren im *Vassa-Country* angelangt.

Der grosse, schön gewachsene Häuptling des Dorfes zeigte schon durch seinen Körperbau, noch mehr aber durch seine Frisur, dass wir es nicht mehr mit einem Mendi zu tun hatten, trotzdem er die Mendisprache völlig beherrschte. Er trug um den Wirbel des Kopfes eine Partie langer Haare, deren längste hinten zu einem kleinen Zöpfchen zusammengebunden waren. Dieses ragte wiederum nach vorne. Der Vater des Häuptlings, ein altes kleines Männchen, das von seinem Sohne über jede Frage konsultiert wurde, trug die Haare am ganzen Kopfe lang. Er hatte sie in zahlreiche kleine Zöpfchen geflochten, die überall am Rande unter seiner schmutzigen Mütze hervorschauten. Die häufigste Frisur ist folgende: Man lässt die Haare in einzelnen grössern Bündeln oder gebogenen Linien lang wachsen und rasiert alles dazwischen liegende weg. Die langen Haare werden dann ebenfalls zu Zöpfen geflochten, wobei auf Symmetrie keine Rücksicht genommen wird, im Gegenteil, so dass frisierte Köpfe nicht nur absonderlich sondern geradezu abscheulich aussehen. Bärte sind namentlich bei alten Männern sehr in Mode und gut entwickelt. Dorfstutzer verwenden auf ihre Frisur jedenfalls viel Zeit. So hatte einer eine Art Kranz, von einem Ohr zum andern über den Vorderkopf laufend, wobei die einzelnen Zöpfchen von fünf Zentimeter Länge alle dem Kopfe hart anlagen und senkrecht zur Stirne gerichtet waren. Der ganze Hinterkopf, die Seiten und der Oberkopf waren glatt rasiert. Ebenso originell war ein anderer. Er hatte eine Rosette von winzigen Haarknötchen und Zöpfchen auf dem Vorderteil des Kopfes, das mich an die Zuckerornamente auf Torten erinnerte. Alle übrigen Haare waren wegrasiert. Auch die Frisuren der Weiber unterscheiden sich von denen der Mendi. Die Frauen haben hier hohe Haartürme, d. h. es sind eigentlich Haarkeile, deren Schneide von vorne nach hinten läuft. Manchmal zieht sich am Rande der Haare, dem Gesicht entlang, ein schmaler Haarstreif, durch einen Scheitel vom übrigen geschieden. Manchmal finden sich auch zwischen den Ohren und dem Mittelkeil kleinere Aufwölbungen. Die ganze Haartracht erinnerte mich

lebhaft an die Bundumasken meiner Sammlung¹⁾. Nicht nur dieser merkwürdigen, geradezu hässlichen Frisuren wegen, sondern namentlich infolge der Bemalung mit weisser Farbe sahen diese Weiber wild und abstossend aus. Sie tragen sehr oft einen Schmuck, bestehend aus einer langen Armschiene, die auf einer Seite offen ist und aus Silber besteht. Diese Armspangen, sowie die silbernen Schmuckgegenstände, welche die Häuptlinge bei festlichen Gelegenheiten an Kettchen am Hals oder an den Armen zu tragen pflegen, sind alle durch eingeborne Silberschmiede aus französischen Fünffrankenstücken gearbeitet. Leider scheinen aber die ursprünglichen Ornamente zu verschwinden und durch imitierte europäische Dinge ersetzt zu werden. So fand ich z. B. auf einer Schmuckdose, die ein Häuptling am Arme hängen hatte, zwei Kanonenrohre befestigt, die aber ganz unproportioniert waren, indem das Vorderende im Verhältnis zum hintern sich viel zu sehr verjüngte.²⁾ — Das Dorf Jandehun besteht meist aus runden Hütten, deren Kegeldächer oft noch einen kleinen Aufsatz tragen. Sehr häufig findet man vor den Hütten noch unter dem Dachvorsprunge eine Art Bank aus angehäuften Lehm, der mit einem flachen Holz festgeschlagen und geglättet wurde.» Am Abend kam der Häuptling in Begleitung einiger Männer zu Volz, brachte Geschenke, als Zeichen des Friedens ein grosses schwarzes Huhn, und versprach Träger, die während der Nacht eintreffen würden.

Da die vergangene Tagesleistung eine grosse gewesen war, so beschloss Volz am folgenden Tage, den 5. Januar, in Jandehun zu rasten. Nachmittags nahm er den Häuptling mit ein paar Grössen des Dorfes photographisch auf. «Die Männer trugen alle Waffen, Lanzen oder Schwerter. Der Häuptling selbst trug einen mit Krokodilhaut verzierten Staatsspeer. Die Spitze steckte als Zeichen des Friedens in einem Futteral. Die Männer tragen hier sehr oft aus blau oder weiss gestreiftem Baumwolltuch gefertigte Zipfelmützen mit durch den Gebrauch ausgefranzten Rändern.

1) Vergleiche damit die Abbildung solcher Haartrachten in Alldridge, *The Sherbro etc.* (Fig. 34.)

2) Die Kanone spielt im ganzen westafrikanischen Kulturkreis als Dekorationsmotiv eine grosse Rolle. Wir finden sie vielfach dargestellt bei den Goldgewichten der Aschanti, bei den Silberarbeiten von Dahomé und an den grossen Schiffsschnäbeln der Kameruner Einbäume. Sie scheint den Eingebornen gewaltig imponiert zu haben. A. d. H.

— Am Abend war ein grosses Tanzfest. Zwei Knaben schlugen auf kleine Trommeln, die sie unter den linken Arm geklemmt hatten¹⁾ und erzeugten damit einen dezenten Lärm. Nur Männer und Knaben tanzten, wobei sich ein langer Kerl besonders hervortat. Er hatte zu viel Palmwein getrunken und unternahm die unglaublichsten Sprünge und Drehungen seines Körpers. Fiel ihm dabei das schmale Tuch, das er zwischen den Beinen durchgezogen und vorn und hinten an einer um den Leib gebundenen Schnur befestigt hatte, herunter, so wollte der Jubel unter den Zuschauern, Männern und Weibern, kein Ende nehmen. Die Vassafrauen sind ebenfalls als gute Tänzerinnen bekannt. Sie weigerten sich aber, aufzutreten, da sie in der letzten Zeit damit beschäftigt seien, die Knaben des Dorfes in die Tanzkunst einzuweihen, was offenbar ein eigenes Zurschaubringen der Frauentänze ausschliesst.»

Die Erkundigungen nach dem Wege ergaben nicht viel. «Der Häuptling und seine Leute suchten diesen Fragen auszuweichen. Fragte ich z. B., ob es von Jandahun nach Kolahun ebenso weit sei wie von ersterem Platz nach Mimolahun, so antwortete man, der Weg sei sehr weit, jedoch hätten sie ihn nie gemessen. Ich fragte nach der Anzahl der Hügel. Man sagte, von Mimolahun nach Jandahun gebe es nur einen Hügel, während von Jandahun nach Kolahun viele Hügel seien. So machte ich mich wieder auf grosse Anstrengungen gefasst.»

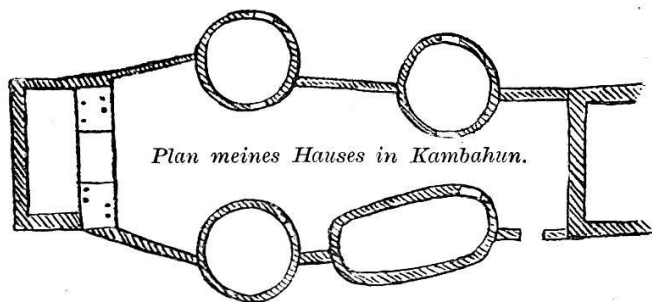
Es folgten wiederum langwierige Verhandlungen wegen den Trägern, was den Aufbruch am Morgen des 6. Januar wesentlich verzögerte. Es gab wieder eine Menge von Hügeln zu überschreiten, jedoch keine so hohen wie tags vorher und der Weg war deshalb viel weniger ermüdend. Auf einem dieser Hügel war der Weg durch eine Leopardenfalle gesperrt. «Er war beidseitig durch dicht aneinander gereihte, fest in den Boden gesteckte Palmblätter derartig abgeschlossen, dass diese eine eigentliche Wand bildeten. Die beiden Wände gingen beidseitig reusenartig auseinander und verengerten sich gegen die Mitte zu, so dass dort nur ein etwa 40 Zentimeter breiter Durchgang blieb. Dieser hatte eine Länge von ungefähr drei Meter und etwa zwei Meter

¹⁾ Es handelt sich um die im westafrikanischen Kulturkreis verbreitete sogenannte Sandurtrommel, deren beide Felle durch Schnüre gespannt werden, die man durch den Arm zusammendrücken kann.

über dem Boden befand sich ein in der Längsrichtung aufgehängter Baumstamm, der noch mit Steinen beschwert war. Auf der Mitte am Boden befand sich eine Einrichtung, bei deren Berührung der Baumstamm und die Steine herunterfallen und etwas im Durchgang Befindliches zerschlagen mussten. Aehnliche Fallen für Tiger habe ich in Sumatra gesehen. Meist sind die Leopardenfallen so eingerichtet, dass das Tier lebend erwischt wird. Damit die Leute auch passieren können, war, wie die Skizze zeigt, je eine Tür angebracht, die ebenfalls aus Palmblättern bestand. Bald darauf sahen wir am Rande des Feldes noch eine andere Falle, die für räuberische Affen bestimmt war. Man sah ein niedriges Gerüst, an dem sich an einem gekrümmten, elastischen Stock eine Schlinge befand, ganz nach dem Prinzip unserer Drosselsprenkel.»

Wir kamen unterwegs in die Stadt *Djolahun*, die ebenfalls auf der Spitze eines Hügels gelegen ist. Sie müsste im Kriegsfall des sehr steilen Aufstieges wegen schwer zu nehmen sein. Vor den ersten Häusern liegt eine grosse Lehmgrube, die zur Herstellung der Hauswände ausgebeutet wird. — Es war mir aufgefallen, wie wenig Oelpalmen man hier im Vassaland trifft, und ich hörte später, dass die Palmkerne und das Oel nur für den Hausgebrauch verwendet werden, nicht aber für den Export. Von *Djolahun* bot sich eine prächtige Aussicht, namentlich nach Nordost. Das ganze Land war stark hügelig und in der Ferne ragte ein ziemlich hoher Berg empor. — Ebenso steil wie der Aufstieg zum Dorfe war der Abstieg. Wir marschierten stets Ostnordost und kamen bald in ein breites, flaches Tal, das wohl in der Regenzeit ein ununterbrochener Sumpf sein mag. Die Bäume fehlten hier. An ihrer Stelle stand fünf Meter hohes Gras. Dieser Sumpf ist von einem hübschen, breiten Flusse, dem *Magowni*, durchzogen, den wir späterhin überschritten und seinem rechten Ufer folgten. Er ist ein Nebenfluss des Manwa, wir sind also noch im Gebiete des Moa- oder Sulima-River. Weiter oben floss er über zahlreiche Felsen und bildete Stromschnellen, und das Rauschen des Wassers begleitete angenehm unsern Marsch. Wir sollten schon ganz nahe bei *Kamahun* sein. Bald mündete in unsern Weg ein anderer, der nach Kanre Lahun führt, dann wurde er zu einer Art Strasse. Plötzlich sahen wir vor uns ein Wehr die Strasse versperren und fanden, in Distanzen von 10 bis 15 Meter, noch weitere vier solcher Palisaden. Sie bestehen

aus zwei Reihen doppelt mannshoher, in den Boden gerammter Pfähle, von denen namentlich die von Wollbäumen stammenden wieder ausgeschlagen haben und Blätter tragen. Sie versperren mit Ausnahme eines Einganges in der Mitte die Strasse vollständig. Sie führen übrigens nicht um die Stadt herum, sondern sind auf den Weg beschränkt, denn die Vegetation ist beidseitig so dicht, dass ein Vordringen durch sie absolut unmöglich ist. Diese fünf Palisaden sind jedoch ausser Gebrauch. Die sehr schmalen Eingänge waren früher durch Türen verschliessbar, die mit Zapfen versehen in Löchern liefen wie in Angeln. Sie lagen nun vermodernd seitwärts des Weges, bestanden aber aus 10 Zentimeter dicken soliden Bohlen. Dann beginnt das Terrain gegen die Häuser der Stadt langsam zu steigen. Wir kamen an einer in voller Tätigkeit befindlichen Schmiede vorbei und begaben uns dann auf einen der Plätze, vor das Haus des Oberhäuptlings Fabanna in Kamahun.¹⁾ Dieser kam nach einiger Zeit an, ich stellte mich als Fremdling vor und bat um ein Haus. Er wies mir einen ganzen Komplex von Häusern an.»



«Man gelangt von der Strasse durch eine äusserst schmale Oeffnung, die zudem noch durch ein dickes Brett, dass sich wie eine Türe in den Angeln bewegt, verschlossen werden kann und

sich in einer niedrigen Mauer befindet, in das Innere eines Hofes. Diese Pforte war so schmal, dass meine Lasten kaum durchzubringen waren. Der Hof hat eine längliche, unregelmässige Gestalt und ist von mehreren, teils runden, teils mehr eckigen Häusern begrenzt, in welche Türen führen. Aus einigen dieser Häuser kann man auf der andern Seite wieder durch eine ähnliche Tür ins Freie gelangen; in den Hof selbst führt nur die erwähnte schmale Pforte. Ich bezog das grösste der geschlossenen Häuser, die andern verteilte ich unter meine Leute. Das letzte Haus, das zu unserem Quartier gehört, ist länglich-viereckig und gegen den Hof hin offen. Es besitzt einige erhöhte Sitzplätze und scheint als

¹⁾ In bezug auf den Namen dieser Stadt herrscht eine bemerkenswerte Konfusion. Volz nennt sie bald Kolahun, bald Kambahun, bald Kambatahun; bei Alldridge heisst sie Dangbalahun.

Versammlungslokal für die Bewohner dieses Hofes und als allgemeine Küche zu dienen. Was nun dieser originellen Wohnstätte den burgähnlichen Charakter gibt, sind die etwas über mannshohen Mauern, die sich zwischen die einzelnen Gebäulichkeiten schieben und dieselben untereinander verbinden, so dass man den Eindruck hat, in einem Burghofe zu stehen, der von Mauern und Türmen umgeben ist. Da der Hof etwas geneigt ist, hat man es nicht unterlassen, an dessen niedrigster Stelle in den Mauern Löcher für das Regenwasser auszusparen.»

«Ebenso interessant wie die ganze Anlage ist die Hütte selber. Die Türöffnungen aller meiner bisherigen Wohnungen konnten entweder nur durch eine heruntergelassene Matte oder durch eine primitive Türe geschlossen werden, die aus einzelnen Holzstücken bestand, welche nachts durch ein vorgelegtes Querholz verriegelt wurde. Hier war die Türe ein einziges, grosses Brett von 80 auf 170 Zentimeter, muss also von einem grossen Baume stammen, und da die Leute Sägen nicht kennen, muss die Herstellung einer solchen Türe viel Arbeit geben. Man sieht denn auch noch jeden Schlag der hackenförmigen Axt, die das Brett herstellte. Die Türe steht in einem Rahmen aus dicken Bohlen, sie läuft in Zapfen und besitzt am freien Rande einen Anschnitt in der Form eines W, so dass man sie auch von aussen zuziehen kann. Ein Schloss fehlt.»

«Im Innern des Hauses befindet sich auf der einen Seite, eine ganze Längswand einnehmend, eine Bank von hartem Lehm; die andere Längsseite ist zum grössten Teile von einer sehr breiten Bettstelle aus Lehm eingenommen, eine ähnliche kleinere steht an einer Schmalseite; zu beiden führt je eine Stufe hinauf. Die zweistufige Treppe vor der Türe, sowie der Hüttenboden unmittelbar hinter dem Eingang sind mit Palmnüssen gepflastert, deren Schalen in dem harten Lehm sichtbar sind. (Nahe der Küste dienen dazu Muschelschalen, meist solche von *Cardium*.) Der Herd ist eine schwache Erhöhung in der Mitte des einzigen Wohnraumes, aus dem die Hütte besteht. Quer- und Längshölzer bilden die Decke; erstere bestehen meist aus dem langen, leichten und zähen Schafte der Blätter der Oelpalme. Auf ihnen befindet sich eine Art Estrich; hier wird Baumwolle, gelegentlich auch Reis, dann aber Fischgeräte, Netze, Reisstampfer und allerlei Krimskrams aufbewahrt. Die Dächer bestehen entweder aus Palmblättern oder Gras. Rings um dieselben verläuft an der Unter-

seite zur Stütze ein Geflecht von Holz, einem dünnen Fachwerk ähnlich. Auch in den kleinen runden Hütten befindet sich je eine erhöhte Schlafstelle, jede seitlich durch Pfosten begrenzt und mit Matten bedeckt.»

«Zwar liebe ich neue Häuser der Feuchtigkeit wegen nicht, aber auch alte haben ihre Nachteile, nämlich allerlei Bewohner, die hier eigentlich nichts zu tun haben. Man stellt sich in Europa zwar diese Negerhütten gerne als Sammelplätze alles möglichen Unrates und als Versammlungsorte von Molchen, Kröten und Schlangen vor, tut damit aber Unrecht. Ich mag zwar die luftigen, erhöhten Malayenhäuser lieber als diese auf dem Boden stehenden Lehmhütten, doch sind diese letzteren entschieden viel kühler als erstere. Aber ich wohne doch ganz gerne in einer Negerhütte, denn bevor ich eine solche beziehe, wird alles vom Besitzer ausgeräumt und der Boden gewischt; so gibt es dann kaum Tiere und keinen andern Schmutz als den, welchen man selbst mitbringt. Aber die Lehmwände alter Hütten, die in ihrem Innern ein Gerüst von Holz und Flechtwerk besitzen, werden bald von Ameisen und namentlich Termiten besucht, die das modernde Holzwerk auffressen, sich überall durch den Lehm Höhlen und Gänge graben und dem geringen Besitztum der Bewohner gefährlich werden können. Dieser Termiten wegen erreichen Negerhütten wohl selten ein hohes Alter. Mit diesen Termiten machte ich schon am ersten Abend intime Bekanntschaft. Ich bemerkte nämlich plötzlich einen langen Zug dieser kleinen, gelblichen Tierchen geschäftig an den Lehnen meines Feldstuhles empormarschieren, offenbar erfreut, da etwas Neues zum zerstören gefunden zu haben. Ich leuchtete ihnen dazu mit einer Kerze so gut, dass wohl keine ihr früheres Heim widersah, ging dann dem Zug nach, den ich einem Loch mitten im Boden meines Hauses entströmen sah, und verstopfte es mit befeuchtem Tabak. Dann hielt ich Inspektion und fand an anderer Stelle ein paar Hundert an meinem Reissack beschäftigt. Am nächsten Morgen aber, als ich eben am Schreiben war, regnete es plötzlich Dutzende von Termiten auf mich herunter und, was weit schlimmer war, in ihrer Gesellschaft zahlreiche Driverameisen, jene heftig beissenden schwarzbraunen Gesellen. Wenn so ein paar ins offene Hemd herunterpurzeln und, erobert über den plötzlichen Fall, zubeissen, dann hört die Gemütlichkeit auf. Doch dieser Ameisenregen war im Innern der Hütte auf eine einzige Stelle lokalisiert, so dass wir uns leicht

helfen konnten. Draussen aber, genau über der Eingangstreppe, fand ein ähnlicher solcher Regen statt. Wir waren gegen diese Tausende von Termiten und Ameisen machtlos; fielen bei kräftigem Schütteln des Daches Hunderte herunter, so folgten Tausende ihnen nach. Im Laufe des Nachmittags waren die meisten verschwunden.»

Bei einem Rundgang durch das Dorf am Morgen des folgenden Tages (7. Januar) traf Volz an den verschiedenen Ausgängen ähnliche Hecken an wie auf der Strasse, auf der er hergekommen war. Kolahun war nach ihm früher viel grösser; der ausgedehnte, freie, nun mit Unkraut bewachsene Platz innerhalb der Tore, sowie die Erhöhungen des Erdbodens, welche auf eingefallene Hütten hindeuten, beweisen dies. «Die Ortschaft besteht zwar heute noch aus zahlreichen, meist runden Hütten, die aber im allgemeinen nicht sehr gut gebaut sind. Ich wunderte mich, nur so wenig Leute zu treffen, und zwar ausschliesslich alte oder Kinder, hörte aber später, dass die ganze männliche und weibliche Jungmannschaft zwei Tagereisen weit in ein Dorf gezogen sei, um dort an grossen Tänzen teilzunehmen, die zu Ehren eines jungen Mannes aus angesehener Familie aufgeführt würden, der nächstens den Poro-Busch¹⁾ verlassen soll. Dies war auch der Hauptgrund, der mich mehrere Tage in Kolahun (Kambahun) zurückhalten sollte, da Träger nicht zu kriegen waren. — Bei dem Gange durch das Dorf fand ich den Schmied eifrig beschäftigt, aus Country-Eisen, dem sogenannten Kissy Penny, Hackmesser zu schmieden. Diese Messer haben hier eine andere Form, als ich sie bisher sah,²⁾ sie waren kleiner, mehr gebogen und erinnern an Rebenmesser. — Auch traf ich hier, wie in allen Ortschaften, die ich seit Baiima besuchte, mitten im Dorfe ein paar Orangenbüsche, in denen eine kleine Kolonie Webervögel und zwar Goldweber (*Ploceus aurantius*) eifrig beim Nestbau beschäftigt waren. Die Leute lieben diese Nachbarschaft sehr, und falls die Vögel aus irgend einem Grunde die Stadt verlassen, um sich anderswo anzusiedeln, so bedeutet dies ein kommendes Unglück, nament-

1) Wie die Bundugesellschaft mit der Erziehung der Mädchen, so beschäftigt sich der Poro-Geheimbund mit derjenigen der Knaben, die im sog. Porobusch, einer Art Internat, einen mehrjährigen Aufenthalt machen, wo sie in allem unterrichtet werden, was für sie später nützlich sein kann und die Geheimnisse und Zeremonien des Bundes erlernen. A. d. H.

2) Die bisherigen waren europäischer Import. (Volz).

lich Krieg. In einer Ortschaft habe ich gesehen, dass die Bewohner an Stelle der lebenden Pflanzen einen langen Palmwedel eingesteckt hatten, den die Webervögel ebenso willig zum Aufhängen ihrer runden Nester benutzten.»

«Von dem Hügel aus, auf welchem Kamahun (auch Kambahun) — 415 Meter — steht, hat man einen weiten Blick nach Osten und sieht, dass das Land in jener Richtung äusserst gewellt ist, obschon keine sehr hohen Hügel vorhanden sind. Nach Norden und Westen schliessen sich Hügel unmittelbar an das Tal an, welches rings um Kolahun herum geht; nach Süden ist dem Blick durch hohen Wald eine nahe Grenze gesetzt.»

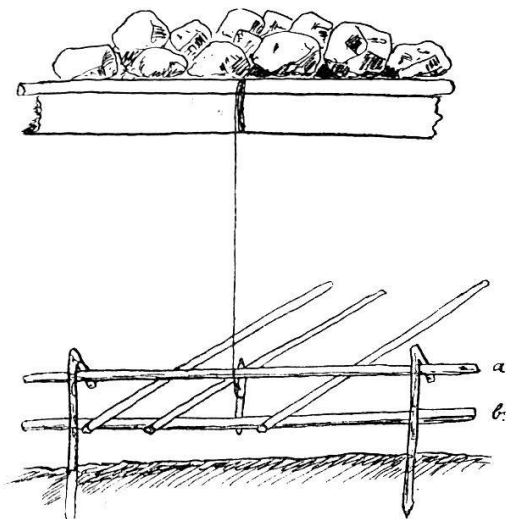
Vom Häuptling Fabanna erhielt Volz zwei grosse Kessel von Reis, sowie einen braunen Hammel zum Geschenk und erwiderte die Gabe entsprechend; der Landessitte folgend wurde die eine Hälfte des geschlachteten Tieres, sowie der Kopf an Fabanna zurückgesandt. Später wurde der grosse Hof benutzt, um sämtliche Tragballen aufzumachen und den Inhalt zu trocknen.

In der Frühe des 8. Januar wurde Volz von seinen Leuten gerufen, es hätte sich in der Nachbarschaft ein Leopard in einer Falle gefangen. Volz machte sich auf den Weg, tötete mit einigen Schüssen das wütende Tier, dessen Hinterteil, wie es sich herausstellte, derart eingeklemmt war, dass es sich nicht hatte losmachen können.

«Bald erschienen zahlreiche lärmende Männer mit Schwertern, Spiessen und Trommeln. Der tote Körper wurde befreit und herausgenommen, worauf man über den Kopf eine Mütze zog und dieselbe festband. Die Frauen dürfen nämlich das Gesicht eines Leoparden nicht sehen, was mit den Gebräuchen des Poro-Bundes zusammenhängt; der Leopard ist nämlich das Poro-Tier.¹⁾ Hierauf wurde mit vieler Mühe die Falle wieder in Stand gesetzt. Man hob erst den Baumstamm wieder an seinen Platz, befestigte ihn dort mit Schlingpflanzen, legte die Steine darauf, und als nun die eigentliche Einrichtung, welche die Falle löst, eingerichtet werden sollte, mussten die meisten Leute weggehen, weil dies ein Geheimnis weniger ist. Einer der Söhne Fabannas, ein grosser, schöner und starker Mensch, leitete die ganze Sache, und er war es auch, welcher die Schnellvorrichtung befestigte. Ich durfte zusehen, nachdem ich ein Geschenk ver-

¹⁾ Siehe die Anmerkung Seite 180.

sprochen hatte. Die Sache ist einfach und sinnreich zugleich. Der Baumstamm mit den Steinen ist an einer einzigen starken Schlingpflanze aufgehängt, die über die Wand, welche den Durchpass seitlich begrenzt, läuft und ausser derselben bis in die Nähe des Bodens hinzieht. Dort ist an ihr ein kurzes, starkes Hölzchen befestigt, das durch zwei horizontal verlaufende Stöcke gehalten wird. Damit der obere dieser Stöcke (a) nicht rutschen kann, ist er an zwei in den Boden gesteckten Haken aus Holz



Leopardenfalle bei Kamahun.

befestigt. Das untere Holz (b) ist beweglich und etwa 10 Zentimeter vom Boden entfernt. Auf ihm ruhen mehrere Stöcke (c), die quer durch den engen Durchgang laufen und mit Laub bedeckt sind. Tritt nun jemand auf die Querstücke, so drücken sie den Stab b weg, wodurch das an der Schlingpflanze befestigte Hölzchen frei wird und das Gewicht oben, durch nichts mehr gehalten, herunterfällt. Da das Material grob ist und die Einrichtung nicht glatt

und plötzlich funktioniert, so ist es erklärlich, dass der Leopard nicht gleich in der Mitte des Ganges erschlagen wurde, sondern noch bis zu dessen Ausgang gelangen konnte.»

«Dann begab man sich unter Trommelschall in feierlichem Zuge in das Dorf. Am Fusse des Hügels rannten die sämtlichen Leute und die Träger des Leoparden mit wütendem Geschrei und gezogenen Säbeln blitzschnell über die Abhänge hinauf, wo sie von den Frauen erwartet wurden. Auf einem der Plätze stellten sich die Träger mit dem Leoparden hin und nun begannen Kriegstänze mit gezogenen Schwertern und Scheinangriffe auf das tote Tier; dann scharten sich die Frauen um eine alte weisshaarige Grossmutter, begannen einen einförmigen Gesang und einen lächerlich anzusehenden Tanz und zogen stets tanzend und singend durch die engen Gässchen und endlich vor den Leoparden. Neue Tänze folgten und neues Geschrei der Männer; die Frauen gellten mit, schwenkten ihre Tücher in der Luft, folgten den fuchtelnden Kriegern, und man sagte mir, genau so sehe es aus, wenn die Männer in den Kampf zögen. In allem

war es ein äusserst malerisches, wildes Bild. Hierauf kamen die tanzenden Frauen auf mich zu, stellten sich im Halbkreis um mich auf, und ein äusserst hässliches, fast nacktes Weib tanzte einzeln vor mir, nahm dann auch noch eines ihrer Tücher vom Leibe und legte es vor mir auf den Boden, andeutend, sie wolle ein Geschenk haben. Ich legte ein paar Tabakblätter hin, und die Bande zog zeternd und schreiend weiter. Dann kam Fabanna. Die Sitte will, dass er nicht sofort zu dem toten Leoparden hinget, sondern erst tut, als wisse er nichts. Obschon er jedenfalls schon alle Einzelheiten kannte, liess er sich vom Korporal, der, an der ganzen Sache völlig unbeteiligt, doch die Rolle eines Helden spielte, alles erzählen, worauf er langsam wegging, um den Leoparden zu betrachten. Hierauf kam er mit einer grossen Schar von Leuten zurück und eröffnete ein feierliches Palaver. Obwohl ich kaum ein Verdienst an der Sache hatte, dankte mir der Häuptling in warmen Worten für meine Tat und fragte, wie er sich mir erkenntlich zeigen könne. Ich wünschte entweder das Fell oder den Schädel zu haben. Fabanna sagte mir das erstere zu. Den Schädel wollte er unter keinen Umständen ablassen, da die Eckzähne als grosse Amulette ausserordentlich geschätzt sind.¹⁾ Hierauf fanden wieder allerlei Tänze statt, Reis wurde auf das Tier geworfen und allerlei Hokuspokus getrieben. Das gellende Schreien wollte nicht aufhören. Dann stellte mich Fabanna seinen Leuten als Befreier von einem ihrer Feinde und unter Anspielung auf die gestern von ihm gesehenen Warenballen als reichen und zugleich bescheidenen Mann vor, mich als Beispiel preisend. Um seinem Wortschwall ein Ende zu machen, zeigte ich ihm sein Bild und andere Ansichten in dem Buch von Alldridge²⁾, worüber er sich sehr freute. Wie die Unterhaltung am besten im Gange war, hörte man plötzlich einen einförmigen Gesang, und in demselben Augenblick rannten Frauen mit der Nachricht durch das Dorf, der Bunduteufel erscheine. Eine von ihnen kam auch an unser Hoftor, um uns dies mitzuteilen, worauf ein paar Männer die Kuhhaut, auf welcher der Häuptling bisher gesessen hatte, vor die geschlossene Türe hängten, und jedes männliche Wesen zog sich entweder

1) Der Verfertiger der Falle erhielt ein feines Baumwolltuch. Falls einer einen Leoparden ohne Falle, mit Speer oder Gewehr im Walde erlegt, erhält er vom Häuptling ein Mädchen zum Geschenk. A. v. Volz.

2) Alldridge, The Sherbro etc. (Fig. 64, Seite 212).

in ein Haus oder in das hintere Ende des Hofes zurück, bis nach etwa einer halben Stunde der Gesang verstummt war. Wir gingen nun daran, den Panther abzuziehen, wobei man genötigt war, ihn erst von seiner Mütze zu befreien. Dies geschah aber erst, nachdem man alle anwesenden Frauen entfernt hatte, und die, welche auf dem Platze waren, flüchteten auf den Zuruf, als ob sie den Teufel sehen müssten. Um das Fleisch zankte sich das Volk.»

«Einer meiner Susu war auf die Nachricht, es sei ein Leopard geschossen worden, weggelaufen und wollte auch anfänglich nicht in der Nähe des Felles verweilen. Er gehört entweder einem Unterstamm der Susu oder einem Geheimbund an, welcher Leoparden nicht sehen und berühren darf aus Furcht, selbst gescheckt zu werden.»

«Da die zahlreichen Zecken des Leoparden auf mich übergingen, begab ich mich noch vor Einbruch der Dunkelheit nach dem etwa 10 Minuten entfernten Magowniflusse, um dort gehörig zu baden. Hier findet sich auch eine Hängebrücke von anderer Konstruktion als die bisherigen. Als Lehne dienen nämlich beidseitig ziemlich dicke Baumstämme, die an und für sich schon kräftig sind, aber ausserdem an den überhängenden Bäumen mit Lianen befestigt sind. An diesen Lehnen sind in gewissen Abständen Querbalken aufgehängt, über welche die eigentliche Brücke, bestehend aus nebeneinander gelegten Baumstämmen, hinführt. Die Brücke hängt deshalb nicht bogenförmig gegen den Wasserspiegel hinunter.»

Der 9. Januar wurde fast ganz mit Tagebuchschreiben ausgefüllt. Nachmittags kamen zwei Männer mit Sanduhrtrommeln, offenbar um ein Geschenk zu verdienen. «Während des sehr unregelmässigen Trommelns, von dem die Leute überzeugt sind, es klinge schön, treten sie mit den Füßen den Takt dazu, drehen sich manchmal ringsum und lassen eine Art abgebrochenen Gesanges hören. Man gedachte, ein Tanzfest zu arrangieren; ich liess aber nur zu, dass ein junges, gut gebautes Mädchen einige Male tanzte, was ohne Drehungen geschah und einfach in verschiedenen Schritten bestand. Nach einiger Zeit ging sie mit kurzen Schritten in den Kreis der Zuschauer zurück.»

Mit Fabanna wurde ausgemacht, dass er und nicht die einzelnen Träger bezahlt werden würde. Volz litt abends an starkem Kopfweg, was er auf einen gelinden Sonnenstich zurückführte.